

III. Zusammenfassung und Kritik

6. Zusammenfassung

Das erste Resümee, das sich aus der vorliegenden Untersuchung ziehen lässt, ist, dass sich Steinthals in der Einleitung 1.1. zitierte These, Humboldts Stil zeichne sich durch einen Mangel an durchgehender Terminologie aus, so nicht halten lässt. Ihr liegt als stillschweigende Voraussetzung zugrunde, dass nur das als Terminologie gilt, wenn ein einmal gefasster Sachverhalt mit einem Term bezeichnet und im Folgenden bei Bezugnahme auf diesen Sachverhalt stringent nur dieser Term benutzt wird. Das ist aber ein sehr einseitiger Terminologiebegriff. Humboldt benutzt nicht nur einen Term, sondern mehrere. Ihre Anzahl ist begrenzt, und er benutzt sie gezielt. Von daher darf man auch Humboldt eine Terminologie zusprechen. Dass er mehrere Begriffe nebeneinander benutzt, hat seinen Grund vor allem in dem von ihm gefassten Sachverhalt und dass er diesen immer besser zu fassen suchte.

Letzteres resultiert vor allem aus seiner Methode. Diese wurde 1.5. vorgestellt: Faktenstudien, aus denen Ideen entspringen. Diese Ideen leiten weitere Studien, woraus weiterführende Ideen entspringen etc. Humboldt habe keine Terminologie gekannt, weil er kein System wollte, denn feste »Termini werden nur durch ein System geschaffen«, behauptete Steinthal.¹ Diese Behauptung ist richtig, wenn unter „System“ etwas Geschlossenes verstanden wird. Humboldts Vorgehen ist grundsätzlich offen, da nicht abschließbar. Aber es gibt ja auch offene Systeme, oder Systeme, die neben sich andere dulden. In diesem Sinn kann mit Cassirer behauptet werden,

Humboldt ist [...] im Grunde ein durchaus systematischer Geist;²

Und dass offene Systeme, da sie ergänzbar sind, etwas für sich haben, wurde 5.3.1. gezeigt.

Die Tatsache, dass es sich bei den meisten hier untersuchten Schriften Humboldts um nicht von ihm selbst veröffentlichte handelt, sollte zwar nicht vergessen werden, ist in diesem Zusammenhang aber nur bedingt in Anschlag zu bringen. Die Schriften sind weit über den ersten Entwurf hinaus. Dafür spricht nicht nur ihre Länge, sondern auch, dass Humboldt aus ihnen ohne jede Veränderung Stellen übernimmt, teilweise in seine Akademievorträge, die er auch veröffentlicht, und dass er sie anderen

¹ Steinthal 1884, S. 28. Ähnlich Haym 1856, S. 482, wo von Humboldts »Flucht vor allem Systematisieren« die Rede ist.

² Cassirer 1953, S. 100. Cassirer setzte dahinter freilich gleich die Einschränkung »aber er ist jeder äußeren Technik der Systematisierung feind.« Was man auch wieder an der Terminologie sieht: »Seine Begriffe sind niemals die losgelösten und reinen Produkte der logischen Analyse, sondern es schwingt in ihnen stets ein ästhetischer Gefühlston, eine künstlerische Schwingung mit, die [...] den Gliederbau der Gedanken verhüllt.« Cassirer nimmt also eine Zwischenstellung zwischen der These Steinthals und der hier behaupteten ein.

zur Begutachtung vorlegt.³ Die *Kawi-Einleitung* selbst befand sich, als Humboldt starb, bereits im Prozess der Drucklegung, die Humboldt »selbst noch bis in die Details überwacht hatte.«⁴

Wie sieht nun

- a.) dieser von Humboldt gefasste Sachverhalt aus und welche Begriffe benutzt er dafür? Und
- b.) änderte er sie, indem er den Sachverhalt besser zu fassen sucht?

Die Einzelergebnisse der vorausgegangenen Kapitel zusammenfassend, kann man hinsichtlich des Begriffs, den diese Untersuchung zum Gegenstand hatte, folgendes sagen:

a.) Der Sprachsinne resultiert aus einem Sprachvermögen, das Humboldt für jeden Menschen annimmt. Er spricht konsequent von der Einerleiheit oder Einheit des Sprachvermögens.⁵ Hätte der Mensch es nicht, wäre er kein Mensch.⁶ Dieses Sprachvermögen ist individuell (3.) bestimmt und wird nach Humboldt als Tätigkeit, „im Werk sein“, als *energeia* (5.) gefasst. Dies ist der Ort des Sprachsinns in Humboldts Denken über die Sprache. Humboldt definierte ihn als »Richtung« des »auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache« bezogenen geistigen Vermögens⁷. Er ist gerichtet auf den Sprachzweck, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen⁸ (5.1.). Dieser Zweck kann aber auf verschiedene Arten erreicht werden, in grammatischer Hinsicht (4.) und auch mit nicht lautlichen Mitteln, die diese aber „wohlütig unterstützen“ wie die Alphabetschrift (5.3.3.). In der Verschiedenheit der Richtungen liegt der Grund für die Verschiedenheit der Sprachen. Sie resultieren aber alle aus einem allen gemeinsamen Sprachvermögen. Mit den Worten aus der Erläuterung zur Definition des Sprachsinns:

[...] die Naturanlage zur Sprache [ist] eine allgemeine des Menschen [...] und Alle müssen den Schlüssel zum Verständnis aller in sich tragen⁹

Beleg dafür ist ihm das Sprechenlernen der Kinder. Dieses Beispiel zieht sich deshalb durch alle Entwürfe bis zur *Kawi-Einleitung* hindurch:

[...] Kinder jedes Volkes ehe sie sprechen, unter jedes fremde versetzt, [entwickeln] ihr Sprachvermögen an dessen Sprache.¹⁰

Die Einerleiheit des Sprachvermögens erklärt zudem, dass man sich in jede andere Sprache »hineinspinnen«¹¹ kann. Humboldt fasst dieses Sprachvermögen sozusagen als Energiepotential, das

³ So belegt für *Vom grammatischen Baue der Sprache*. Diese Schrift übersandte er Bopp. Cf. VI,609

⁴ So Müller-Vollmer, der beste Kenner Humboldtscher Handschriften, 1991b, S. 114

⁵ Cf. im Anhang unter dem entsprechenden Lemma.

⁶ IV,15 Sprachstudium: »Der Mensch ist nur Mensch durch die Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müsste er schon Mensch seyn.«

⁷ Laut seiner Definition in der *Kawi-Einleitung* VII,250

⁸ *Kawi-Einleitung* VII,46 und 251

⁹ VII,251 *Kawi-Einleitung*

¹⁰ VII,58 *Kawi-Einleitung* || VI,178 *Verschiedenheiten u. V,385 Grundzüge*. Was durch die heutige Hirnforschung mehr als bestätigt wird. Als Beleg Spitzer 1996, S. 233: »Überspitzt könnte man im Hinblick auf die Fähigkeit des lautlichen Verständnisses (und der Lautproduktion) formulieren: Der Säugling kann potentiell alles, real nichts.«

sich in die verschiedensten Richtungen entfalten kann. Man kann die Richtungen als Vektoren denken, als verschiedene Pfeile, die aus einem nicht näher bestimmbar Punkt entspringen.¹² Überspitzt formuliert in der Einleitung zur Agamemnon-Übersetzung: [...] [ein Wort] entsteht durch eine reine Energie des Geistes, und im eigentlichsten Sinn aus dem Nichts;¹³

Das „Energiepotential“ ist aber an das einzelne Individuum gebunden. Pate stand dazu ganz gewiss die Monadologie von Leibniz (3.5.). Darauf wurde wiederholt hingewiesen. Abschließend sei Gadamer angeführt:

Hinter dieser These [bei jeder Sprache handle es sich um einen eigene Weltansicht] steht nicht nur die idealistische Philosophie, die den Anteil des Subjekts an der Erfassung der Welt hervorhebt, sondern die von Leibniz zuerst entwickelte Metaphysik der Individualität. Das drückt sich sowohl in dem Begriff der Geisteskraft aus, dem das Phänomen der Sprache zugeordnet wird, als auch im besonderen darin, daß Humboldt neben der Differenzierung durch den Laut diese Geisteskraft, als inneren Sprachsinne, für die Differenzierung der Sprachen in Anspruch nimmt. Er spricht von der »Individualität des inneren Sinnes in der Erscheinung« und meint damit »die Energie der Kraft«, mit welcher der innere Sinn auf den Laut einwirkt. Es ist ihm selbstverständlich, daß diese Energie nicht überall gleich sein kann. Er teilt also, wie man sieht, das metaphysische Prinzip der Aufklärung, das Prinzip der Individuation in der Annäherung an das Wahre und Vollkommene zu sehen. Es ist das monadologische Universum Leibnizens, in das sich die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus einzeichnet.¹⁴

Allerdings gibt es bei Humboldt keine prästabilisierte Harmonie. Die Sprache selbst und die Übereinstimmung in der Sprache, miteinander und über die Welt muss in dauerndem Dialog, in nicht endenden Gesprächen (4., 5.3.3., 7., 8.) gewonnen werden und ist nie absolut:

Keiner denkt bei dem Wort gerade das, was der andre, [...] Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, [...]¹⁵

¹¹ V,387 Sprachtyus || VI,180 Verschiedenheiten u. VII,60 Kawi -Einleitung

¹² Daran sieht man übrigens, wie ineffizient es ist, die Zweisprachigkeit und Übersetzungsmethode beim Fremdsprachenunterricht zu favorisieren. Viel weniger Aufwand ist es, sich grundsätzlich innerhalb einer Sprache zu bewegen, in ihr und mit ihr zu denken. Gegen die Kunst des Übersetzens als solcher spricht das freilich nicht. Im Gegenteil! Die Versinnbildlichung von Humboldts Denkmodell mittels Vektoren zeigt gerade, um was für eine hohe Kunst es sich beim Übersetzen handelt, um einen Spagat zwischen zwei Sprachen, der umso größer ist, je höher das Sprachniveau der zu übersetzenden Texte ist.

¹³ VIII,129/130 Einleitung in die Agamemnon-Übersetzung

¹⁴ Gadamer 1990, Bd. 1, S. 444. Gadamer paraphrasiert Erläuterungen zur Definition des Sprachsinns in der *Kawi-Einleitung* VII,251/2. Ähnlich wie Gadamer sah das schon Heidegger 1959, S.249. Humboldt habe »das Wesen der Sprache als Energie bestimmt, diese jedoch ganz ungrüchisch im Sinne von Leibnizens Monadologie als die Tätigkeit des Subjektes« verstanden. Humboldt schätzte Leibniz außerordentlich. Das geht allein aus seinen Bemerkungen VI,118, 136, 189 Verschiedenheiten hervor, in denen er Leibniz als positiven Vergleichs- und Bezugspunkt benutzt. Außerdem war Humboldt Mitglied derjenigen Akademie der Wissenschaften, die durch Leibniz begründet worden war. Humboldts philosophische Ausbildung ist durch Leibniz geprägt. Seine Aufzeichnungen zu Engels philosophischen Vorträgen enthält VII,426 ff. auch ein Kapitel über die Monadologie. Seiner Braut Caroline von Dacheröden schwärmt er im Brief vom 12. November 1790 von der »Begeisterung vor, die der durch Leibniz Monadologie ausgelöste Gedanke an die Beseeltheit der gesamten Natur an einem stillen, sternenklaren Abend im Wald von Tegel in ihm erzeugt habe (VII,466).« Und Freese legt in Humboldt 1986, S.21 ein Zeugnis von Wilhelm Gabriel Wegener vor, in dem davon berichtet wird, wie gut Humboldt die Leibnizsche Philosophie kannte und dass er sein System einmal in einer öffentlichen Disputation bestens verteidigt habe. Leibniz' Philosophie ist für Humboldt bestimmt ebenso wichtig wie die Kants. Ähnlich sah das schon Müller Vollmer 1967, S. 42. Neuerdings auch wieder Scharf 1994, S. 205. Borsches 1981 und Trabant 1990 widmen diesem Zusammenhang auch eigene Kapitel. Borsches Diktum 1981, S. 155, dass sich in Humboldts späteren Denken mehr Spuren aus seiner ersten philosophischen »Lehrzeit finden, als er selbst wahrhaben will«, ist wohl nur zu zustimmen. Man braucht dazu nur einmal den Anfang des § 15 in der Monadologie »L'Action du principe interne [...]« ins Deutsche übertragen: die Tätigkeit des inneren Prinzips [...]

¹⁵ V,396 Grundzüge || VI,183 Verschiedenheiten und VII,64 Kawi-Einleitung

Das ist eine notwendige Konsequenz aus Humboldts individualistischem Ansatz, die 1.0.3. und 8.2. ausführlich diskutiert wird. Das Verstehen ist das, worum es in einem Gespräch geht. Das Gespräch stellt nach Humboldt den Urtypus der Sprache (2.4.) und die Hermeneutik insofern den »Mittelpunkt von Humboldts sprachphilosophischer Reflexion« dar.¹⁶

Von einem ähnlich gearteten Beziehungssystem der Humboldtschen Begriffe wie dem hier vorgestellten ging auch Mattson (1.2. ad 5.) aus:

[...] der 'wahre Sprachsin[n]' (der möglicherweise mit dem 'inneren Sprachsin[n]' identisch ist) [befindet] sich in der Nähe des *Energeia*-Begriffes [...] doch sind *Energeia* und innerer Sprachsin[n] nicht identisch. Humboldt deutet dies am Beginn seiner Erörterung des zweiten Begriffes an: Er verstehe unter innerem Sprachsin[n] "nicht eine besondere Kraft, sondern das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache, also nur eine Richtung" ¹⁷. Die Nähe der beiden Begriffe zueinander ergibt sich aus dem [...] Satz, eine Kraft sei ohne Richtung undenkbar ¹⁸. Andererseits ist natürlich die Richtung allein nicht die Kraft selbst, und hierin liegt der Unterschied dieser beiden für die Erfassung der Sprachentwicklung wichtigen Begriffe. Die Kraft der Sprachentwicklung ist die *Energeia*, ihre Richtung der innere Sinn. Der innere Sinn wiederum ist nur eine etwas elementarere Formulierung für 'innere Form'^[19]: Beide betreffen die 'innere', geistige Vorbereitung der Artikulation und des ganzen Sprachsystems; die einen Formulierung erfaßt sie mehr von der noch unbestimmten intellektuellen Seite (Sinn), die andere von der bereits bestimmten (Form).²⁰

Was Mattson am Anfang des Zitats erwägt, kann nach vorliegender Untersuchung, mit Bestimmtheit entschieden werden. Der wahre Sprachsin[n] ist zugleich der innere, weil der Sprachsin[n] immer ein innerer, d. h. geistiger ist, denn Humboldt verstand unter ihm das geistige Vermögen bezogen auf die Sprache. Der wahre Sprachsin[n] ist aber mit dem inneren nicht vollkommen identisch, weil der Sprachsin[n] nur als wahrer bezeichnet werden kann, insofern er die richtige Richtung in der Sprachentwicklung einschlägt und zugleich stark und lebendig ist. Dies sind für ihn eindeutig die flektierenden Sprachen (5.3.1.). In ihnen ist der Laut vollendet geistig durchdrungen und dem Sprachzweck am besten dienstbar gemacht. Hat man einmal den Kerngedanken Humboldts erfaßt, ergeben sich alle anderen Epitheta des Sprachsinns von selbst.

b.) Um die Ausformulierung dieses Kerngedankens wurde von Humboldt aber über Jahre hinweg gerungen. Dass zeigt gerade das Verhältnis der beiden bei Mattson zuletzt erörterten Begriffe von „Sprachform“ und „Sprachsin[n]“ (4.). Hinter beiden steckt Humboldts Auffassung der Sprache als *energeia*. Das sah, wie das Zitat belegt, auch Mattson schon so.

Tilman Borsche kritisiert zwar die Überbetonung des *Energeia*-Begriffes in der Humboldt-Literatur.²¹ Diese Kritik hat aber nur teilweise Berechtigung. In der Tat ist, wie Borsche schreibt, der Begriff der

¹⁶ Di Cesare 1996, S. 160

¹⁷ VII,250 Kawi-Einleitung

¹⁸ bezieht sich auf III,165 Latium und Hellas

¹⁹ Auch Liebrucks 1965, S. 317 behandelt beide Begriffe wie Synonyma.

²⁰ Mattson 1972, S. 255. Unterstreichung im Original.

²¹ Borsche 1981, S. 60, Anm. 1

energeia nur zur Erläuterung eines anderen Begriffs in Klammern hinzugefügt und findet sich in den Schriften Humboldts nur einmal: Kawi-Einleitung VII,46. Der Begriff aber, der mit *energeia* näher erläutert wird, nämlich Tätigkeit findet sich in Humboldts Werk sehr häufig und zwar von Anfang an. Tätigkeit bedeutet aber nichts anderes als der aristotelische Begriff der *energeia*: aktuelle Verwirklichung von Potentialität.²²

Humboldt dachte wie gesagt die Sprache als „im Werk sein“ und fasste den Begriff Sprachform deshalb als *forma formans* (3.5.). Die Kapitel 4 ausführlich diskutierte Vorformulierung der *Energeia*-Stelle aus *Grundzüge* belegt aber wortwörtlich, dass Humboldt mit dem herkömmlichen Schema vom Stoff, der geformt wird, seine Schwierigkeiten hatte:

[...], da die Sprache in derselben weit mehr wie ein fertiges und todes Product des Geistes, als eine innerliche, lebendige Verrichtung desselben betrachtet wird. [...] Der Grund der Schwierigkeit liegt aber hauptsächlich darin, dass hier nicht Form von Materie, sondern Form von Form, die des Denkens, welche der Sprache gleich unentbehrlich ist, von der ihr eigenthümlichen gesondert werden muss. Unter Form kann man nur Gesetz, Richtung, Verfahrensweise verstehen.²³

Vergleicht man den Stellenbefund der Lemmata „Sprachform“ und „Sprachsinn“ im Anhang, so fällt auf, dass die Stellen, an denen „Sprachform“ im sprachphilosophischen Œuvre vorkommt, abnehmen, während die Stellen, an denen dort vom Sprachsinne die Rede ist, immer mehr zunehmen. Das legt die Vermutung nahe, dass Humboldt intuitiv oder bewusst, vom Terminus „Sprachform“ im Sinne von *forma formans* abrückte, da er mit der äußeren Sprachform im Sinne *forma formata* leicht verwechselt werden kann. »In der Sprache ist alles Form«²⁴, äußere (*forma formata*) und innere (*forma formans*), die nur an den äußeren, die sie hervorbringt zu erkennen ist. Es ist anzunehmen, dass Humboldt das Irreführende an dem Term „Sprachform“ erkannte. Sicherstes Anzeichen dafür ist der Zusatz „innere“ in der *Kawi-Einleitung*. Mit diesem Zusatz kommt Sprachform nur in der *Kawi-Einleitung* vor, in der der Begriff im Vergleich zu *Verschiedenheiten* sehr wenig auftaucht. Umgekehrt tritt der Begriff „Sprachsinn“ im Vergleich zu *Verschiedenheiten* in der *Kawi-Einleitung* massiv auf. Seine Griffigkeit scheint Humboldt immer mehr aufgegangen zu sein. Bei der Sprachsinndefinition von *Kawi-Einleitung* VII,250 ff., in der er zugleich »den bisherigen Gang der Untersuchung zusammenfasst«, benutzt Humboldt das Schema „Form-Materie“ für den Sprachsinne: »Es kommt nemlich auf die Energie der Kraft an, mit welcher er [der innere Sinn] auf den Laut einwirkt [...]« Und der Absatz, der dem mit der Sprachsinndefinition unmittelbar folgt, beginnt mit den Worten: »In der Betrachtung der Sprache an sich muss sich eine Form offenbaren, die [...]« D. h. der Sprachsinne steht für das »wirkende« Prinzip, das Sprache hervorbringt, während der Begriff der Form für das steht, das dadurch offenbar wird.

²² Zur aristotelischen Herkunft der Begriffe *érgon* und *enérgeia* bei Humboldt cf. Di Cesare 1988 und vor allem Welbers 2001

²³ V,455 *Grundzüge*

²⁴ »Absolut betrachtet, kann es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, [...]« VII,49 *Kawi-Einleitung*. Cf. auch Humboldt 1836-39, Bd. 2, S. 221: »Es ist ein vergebliches Bemühen, auch in einer für noch so ursprünglich gehaltenen Sprache noch wirklich Ungeformtes antreffen zu wollen. Der Begriff der Sprache steht und verfliegt mit dem der Form, denn sie ist ganz Form und nichts als Form.«

Welbers ordnet Sprachsinne dem aristotelischen Begriff *eidos* zu²⁵ und bestätigt damit den engen Zusammenhang von „Sprachform“ und „Sprachsinne“. Seine Zuordnung bezieht sich auf das Vorkommen des Begriffs in Kawi-Einleitung VII,41-72, also explizit nicht auf VII,250 ff. Geht man allerdings von der Definition des Sprachsinns als Vermögen aus und übersetzt Vermögen zurück in aristotelische Terminologie, entspricht Sprachsinne *dynamis*. Dies widerspricht nicht vollkommen Welbers' Zuordnung. Humboldt bezeichnet das jedesmalige Sprechen des einzelnen Individuums als *energeia*, also „im Werk sein“, das nach Aristoteles, Metaphysik 1050a Ziel ist »und um ihretwillen erhält man das Vermögen (*dynamis*)«. Weiter heißt es an dieser Stelle der Metaphysik, dass, wenn etwas „im Werk ist“, dann ist es »in der Form (*eidos*)«. Wenn der Sprachsinne „im Werk ist“ und als solcher erkennbar wird, dann ist er in der Tat *eidos*. „Im Werk sein“ geht dem Vermögen voraus. Dieser Beweisgang ist Thema des 8. Kapitels des IX. Buches der Metaphysik, aus dem die vorangehenden Zitate stammen. Auch Humboldt argumentiert Kawi-Einleitung VII,252 im Anschluss an die Definition der beiden Prinzipien, die in der Sprache, „am Menschen wirklich erscheinen“, aristotelisch:

Er [der artikulirte Laut] muss sich endlich, da wir es nirgends mit einer isoliert, rein von neuem anfangenden Sprache zu thun haben, immer an Vorhergegangenes oder Fremdes anschliessen.

Welbers' Rückübersetzung Humboldtscher Begriffe in aristotelische Terminologie erbringt eine gewisse Evidenz. Allerdings darf dieses Verfahren nicht überstrapaziert werden. Aristoteles ist, wie Welbers selbst erläutert, auf der Suche. Gerade der Begriff der *energeia* ist auch bei Aristoteles schillernd. Aristoteles versucht damit etwas begrifflich zu fassen, was vor ihm niemand tat. Bester Beweis dafür ist, dass es sich bei diesem Begriff aller Wahrscheinlichkeit um einen Neologismus von Aristoteles selbst handelt. Auch Humboldt ist auf der Suche. Dabei ändert er seine Terminologie und macht Anleihen bei Begriffssystemen verschiedener Herkunft.

Das zeigt sich auch bei dem in Kapitel 2 diskutierten Begriff „Sprachtypus“. Er verliert sich im sprachwissenschaftlichen Œuvre Humboldts immer mehr. Er genügt Humboldts Sprachauffassung, die er später mit dem Begriff *energeia* zu umschreiben suchte, nicht. Und der Begriff der Einbildungskraft, den Humboldt immer schöpferisch produktiv fasste, verliert sich ebenfalls zunehmend, da Humboldt für die auf die Sprache gerichtete Einbildungskraft, den Term „Sprachsinne“ fand. Die Einbildungskraft kann bildlich (4.) wie euphonisch, musikalisch (4., 5.1., 5.2.) oder eben sprachlich verfahren. Da es Humboldt hauptsächlich um letzteres ging und er dafür den Begriff „Sprachsinne“ fand, konnte er in diesem Punkt auf den Begriff der Einbildungskraft verzichten.

Der Begriff des Sprachsinns hat gegenüber den erwähnten Begriffen „Sprachtypus“, „Sprachform“, „Einbildungskraft“ den Vorteil, so etwas wie unmittelbare Evidenz zu besitzen. Er besitzt zudem klangliche Prägnanz, ist daher durch viele Epitheta ausdifferenzieren (cf. Anhang). Das ist sehr nötig, denn der Sprachsinne kann wie gesagt viele Richtungen einschlagen, findet sich sachlogisch auf der Ebene des einzelnen Individuums, wie in der Einleitung versucht wurde evident zu machen

²⁵ Welbers 2001, S. 527

(1.0.3.), und auf der Ebene einer Nation (3.) Bei letzterem, das mit am häufigst gebrauchte Attribut für Sprachsin, spielt die Masse des Volkes eine nicht hoch genug anzusetzende Bedeutung. Das findet sich nicht nur in *Verschiedenheiten* so – 3.3. wurde dieser Zusammenhang für diese Schrift diskutiert –, sondern auch weiter in der *Kawi-Einleitung* VII,69, 273 (5.3.2.), 292 (cf. Anhang).

Die Beschreibung des Charakters der Sprachen auf der Ebene der Nation, die als solche zugleich eine bestimmte Weltansicht darstellt, stellt einen Fluchtpunkt in Humboldts sprachphilosophischen wie gesamten Schaffen dar (5.3.2.). Dabei spielt die Literatur eines Volkes bzw. einer Nation die größte Rolle. Bei der Herausbildung der Literatur in Poesie und Prosa die Schrift, so Humboldt im §20 der *Kawi-Einleitung*. Dieser Paragraph stellt zweifellos einen Höhepunkt von Humboldts Schaffen dar.²⁶

Wenn Humboldt an so exponierter Stelle den medialen Aspekt der Sprache betont, ergibt sich die Konfrontation seines Begriffs eines Sinns für Sprache mit der modernen Medienwelt als zwingend. Sie ergibt sich freilich bei jeder Frage nach der Aktualität seines Begriffes schon allein aus der Tatsache, dass der Sprachsin nach seiner Definition nur ein Prinzip ist, das neben dem des Mediums „Laut“ auf die Sprache wirkt. Humboldts Begriff des Sprachsinns wird durch diese Konfrontation, die Kapitel 7 geführt wird, zusätzlich griffiger. Zusätzlich griffiger wird er auch, wird sein Gegenteil bedacht, das Bedürfnis nach Schweigen und Stille. Seine Thematisierung ergibt sich aus folgenden Überlegungen, wird in Kapitel 8 durchgeführt und soll diese Untersuchung untermauern und abschließen.

²⁶ Trabant stellte ihn deshalb zu recht in seiner Ausgabe von Humboldts Akademiereden an den Schluss. Er wurde auch bewusst gewählt »nach Humboldts Tod von August Böckh in der Gedenkfeier für Humboldt am 9. Juni 1835 vor der Akademie vorgetragen (Trabant 1994, S. 223).«